



Drei und dreißigster Jahrgang

34.

Donnerstag, am 30. August 1849.

**Paracelsus.**

Sein Leben, sein System und seine Bedeutung.

Dargestellt

von

**Friedrich Saß.**

(Schluß.)

Folgendes sind die allgemein faßlichen Grundgedanken des Paracelsus: „Die vier Ecksteine, darinnen mein Gemüth ist, euch auditores dahin zu bewegen, außerhalb deren nichts anzunehmen, seh' ich nachfolgend: Philosophia, Astronomia, Alchymia und Virtutes.“ Auf diese wissenschaftlichen Nothwendigkeiten gründet er die Fundamente der Heil- und Naturwissenschaft. Die Philosophie ist ihm die vernünftigste Erkenntniß der Natur in ihrer Tiefe, denn der Mensch, als Glied im großen Weltorganismus, vermag nur durch die Philosophie richtig erkannt zu werden in seinem Zusammenhange mit der äußern Natur. Durch alle Naturprozesse strömt aber eine objective Vernunft und ein organischer Zweck, dessen Erkenntniß eben die Aufgabe des Philosophen und Arztes zugleich ist. Im Makro-

kosmos soll die Philosophie den Mikrokosmos erkennen lernen, denn der Makrokosmos ist im harmonischen Verhältnisse zum Mikrokosmos gebildet. „Also stark soll der Philosoph den microcosmum (den Menschen) erkennen durch seine Mutter, aus der er geboren ist (aus dem macrocosmo, dem Weltall).“ Der Philosoph soll das ganze Weltall zu einem Organismus verbinden und es wie einen makrokosmischen Menschen durchforschen, damit er dann konsequent auf den individuellen Menschen zurückschließen könne, denn zwischen beiden, obwohl beide für sich und in eigenthümlicher Freiheit bestehen, läuft, wie zwischen Mutter und Sohn, ein unwandelbarer Parallellismus dahin, und während „die größere Welt in die kleinere Welt“ (in den Menschen) zurückgewendet wird, verliert sich der spekulative Philosoph konsequent im anthropologischen Facit der Heilwissenschaft. Aber die heilige, objective Wahrheit der Natur soll nicht durch subjective Phantastereien blinder Schulmeister verkümmert werden, denn das hieße Erlahmen, Verderben und Tod. „Wir achten auf Erden dem Menschen für leibliche Seeligkeit nichts Edleres, denn die Natur zu erkennen und von ihr als vom rechten Grunde zu philosophiren und wohlzureden. Dergleichen hinwiederum verachten

wir die sinnliche Listigkeit, die sich Philosophie nennt und ein gefärbtes Gütchen ist, aber wohl geblüht und ausgefittet. Die Astronomie wird dem Paracelsus zum „philosophischen Obertheil“, durch den der Mensch erst vollständig erkannt werden mag, denn die Weltspähre wie der Mikrokosmos hat jeder sein Firmament, es ist in beiden nur eine Natur, nur ein in beiden gleichwirkendes Wesen, aber in getheilter Form und in getheilter Gestalt. Nichts in der Natur kann sterben, sondern alles ist immer lebendig, nicht in der materiellen Substanz, sondern dynamisch, das Scheinbartodte sinkt nur in den neugebärenden Mutterleib des Makrokosmos zurück. Jene lebendige Thätigkeit in den Materien ist geistig, als ein Strahl der Gottheit, als ein astrum, und eben die wissenschaftliche Erkenntniß dieser geistigen Kräfte und Prinzipien in allen Dingen heißt hier Astronomie, ein Name, der mit dem Aberglauben und mit den träumerischen Verirrungen jenes Zeitalters nahe zusammenhängt, obwohl die innere Bedeutung dieser Paracelsischen Astronomie sich nirgend mit jenem astrologisch-magischen Unsinn verwickelt. „So ist denn der Himmel, prophezeit Paracelsus ergreifend, während er sich von den Gletschern des Gedankens in die Urfrische seiner lebendigen Träume schwingt, — so ist denn der Himmel der Mensch und der Mensch ist der Himmel und alle Menschen Ein Himmel und der Himmel nur Ein Mensch.“

Die Alchemie ist dem Paracelsus keine Goldmacherei und keine trügende Schmelzkunst, sondern die Zubereitung der Arzeneien nach wissenschaftlichem Grundsatz, der aus Philosophie und Astronomie gleichzeitig, immer in consequenter Beziehung zum Mikrokosmos hervortreten soll. Denn die Natur giebt alle Dinge in prima materia, erst der Mensch soll sie überführen in ultimam materiam, die Natur giebt kein Brot, aber Korn, keine Arznei, aber Metalle und Pflanzen, und eben die Ueberführung der Natur in künstlerische und wissenschaftliche Prozesse ist alchymia. „Wiewohl die Alchemie in Verachtung kommen und gar als vernichtet, so soll doch das nicht kümmern, denn andere Künste sind auch in Verachtung als Astronomie und Philosophie.“

Alle Dinge, alle Geschöpfe, „so zwischen den Aethern eingefangen und begriffen sind“, haben einen und denselben Anfang und sind hervorgegangen aus Einer Urmaterie und nicht jedes Ding und jedes Geschöpf aus einem partiellen Stoffe für sich. Diese Urmaterie nennt Paracelsus Yliaster oder mysterium magnum oder increatum. In ihm war alles; es ist „Mutter aller Elementen und gleich in solchen ein Großmutter aller Sterne, Bäume und Creaturen des Fleisches.“ Aus dieser Urmaterie entwickelten sich durch das Fiat (den Schöpfungsakt) unmittelbar die generalia mysteria und mittelbar im fortlaufenden Reproduktionsprozesse die mysteria specialia, nemlich der Mensch aus dem Menschen, das Thier aus dem Thiere; Milch ist Mysterium der Butter und des Käses, der Käse aber Mysterium seines Gewürmes. Alle Geschöpfe und alle Wesen lagen in der Urmaterie, aber nicht nach ihrer Form, nicht nach ihrer Substanz, nicht nach ihrem Wesen, sondern Paracelsus faßt das Weltganze rein dynamisch auf und sie waren darin, wie er redet, in einer „vollkommen subtilen Art, uns Tödtlichen unbekannt.“ Der erste Anfang aller Weltgebärung aus dem mysterio increato waren die Scheidungsprozesse; in ihnen erzeugten sich allererst die vier Elemente nach ihrer partiellen Natur und obwohl jedes Element nun für sich besteht, das Feuer durch den Himmel, die Luft durch eine Leere von corporalischer Substanz, das Wasser durch das Meer und die Erde durch den Erdball gleichsam individualisirt, so faßt demungeachtet noch jedes besondere Element die übrigen Elemente rein dynamisch in sich zusammen. „Es ist ein blinder Verstand, daß das Naß für ein Element erkannt wird, das Wasser; oder das Brennende für ein Element Feuer, denn nicht nach dem Körper oder der Substanz oder nach der Geschicklichkeit soll das Element verstanden werden.“ Hier bemerke man, wie sich Paracelsus als den selbstständigen Antipoden der Aristotelisch-Galenischen Weltanschauung bewährt, denn während dort, wie wir oben beleuchteten, in den Elementarqualitäten der äußerliche Mechanismus hervortrat, sucht er in jedem Dinge den individuellen Lebensprozeß, die Selbstentwicklung von innen rein dynamisch auf. „Denn was da sichtbar ist,

sagt er, ist allein die Einfassung und das Element ist ein Geist und lebt gleich in den Dingen, wie ein Seel (das natürliche Leben) im Leib (also dynamisch).“ In diesem dynamischen Begriffe wird nun das Element Feuer die „Gebäuerin der Sternen, Planeten und des ganzen Firmamentes“, obschon dieses Firmament ebenso wenig wie das „materialische“ Feuer das Element Feuer vollständig für sich ist, sondern nur eine gewisse Qualität und Quantität vom subtilen, elementischen Feuergeiste in sich enthält. Die vier elementischen Geister bilden unser Domor (das Weltganze), indem sich Luft und Feuer durch den Nachruf des schaffenden Gottes so zum äußern Globus vereinigen, daß er den innern aus Wasser und Erde gebildeten Globus „wie eine Eischale den Dotter“ umkleidet. Die vier elementischen Prinzipien individualisiert Paracelsus in den Elementgeistern, indem er durch die Nymphen den Urgeist des Wassers, durch den Salamander den Urgeist des Feuers, durch die Pygmäen, den Onomus den Urgeist der Erde und durch die Sylphe den Urgeist der Luft zu bezeichnen strebt. Diese astralischen Elementgeister stehen im schwebenden Zustimmien zwischen Mensch und Thier. Sie sind ausschließlich aus der Natur hervorgegangene Wesen, und während ihre Erkenntnißkraft für das Meinnatürliche die des Menschen hoch überragt, ist ihnen alles zum ewigen Leben befähigende und dem Menschen unmittelbar von Gott eingestoffene Gottesbewußtsein gänzlich verweigert. Den sinnlichen Naturtrieb im Menschen aber, der mit diesen Naturprinzipien eine Quelle, das astrum, hat und nur durch das Gottesbewußtsein im Menschen bemähtigt wird, stellt Paracelsus gleichfalls als einen Dämon Archäus dar, der im Magen hochherrliche Hofhaltung hält. Mit diesem astralischen Leibe korrespondirt unsere Einbildungskraft, durch sie können wir nun sowohl jene Elementargeister, als auch die Gestirne, die astra, zu unsern Zwecken benutzen und — in der Einbildungskraft — Hexen und Zauberer werden. So giebt es nun, jenen vier elementischen Prinzipien entsprechend, eine Geomantie, eine Hydromantie, eine Pyromantie und eine Nekromantie. Hier scheint Paracelsus sich allerdings in die abergläubischen Träumereien seines Zeitalters verloren

zu haben; aber wenn man bedenkt, wie Völker sowohl als Individuen in ihrer dämmernd-phantastischen Morgenepoche alle geistigen, unsichtbaren Prinzipien zur richtigeren Unterscheidung und Beziehung individualisiren und wenn man nun den Paracelsus vom rein dynamischen Standpunkte anleuchtet, so fallen wieder alle Schlacken des Aberglaubens von ihm zurück, er flammt als geläutertes Gold und nur die Pygmäen, welche den sich in wissenschaftlicher und dichterischer Freiheit wiegenden Geist nicht von der zeitlichen Form zu sondern wissen, umhüllen sich selber mit dem zerlumpten Zaubermantel einer abergläubischen Narrheit.

Obgleich aus der Urmaterie, dem mysterio in-creato, im ersten Scheidungsakte der Schöpfung vier Elemente gebildet wurden, so wohnen in diesen vier Elementen doch nur drei Prinzipien, aus denen nemlich alles Lebendige von den Elementen hervorgeht. Diese drei Prinzipien nennt Paracelsus: 1) Sulphur (Schwefel), 2) Sal (Salz), 3) Mercurius (Quecksilber). Aber man suche darunter nicht die speciell so bezeichneten Stoffe, sondern erhebe sich von dieser Aeußerlichkeit zu ihrer dynamischen Innenseite und stelle sich unter dem sulphur alles Brennbares, überhaupt das expansive Prinzip, unter dem sal alles Auflösliche, das contractive Prinzip, und unter dem mercurius alles Flüchtige, das indifferente Verhältniß der beiden Prinzipien gegen einander vor. Nur so erfährt man, glaube ich, den Paracelsus würdig in seiner ganzen Bedeutung und staunt dann anbdächtig über eine solche Naturanschauung, die die spitzfindigsten Theorien unserer modernen Naturforscher an innerer Fülle und genialischer Frische weit übertrifft. Die drei Prinzipien sind im lebendigen Leibe durch Lebenskraft, den spiritus vitae, gebunden, sie offenbaren sich durch Revolutionen gegeneinander (im Menschen: Krankheit; im Weltall: kosmischer Erzeß) und treten erst, wenn das vermäntelnde Leben entfloß, — im Tode handgreiflich hervor.

Besonders erschütternd und genialisch und leider, wie alles Große, von der dürrfingerigen Kleingeistigkeit so oft verunstaltet, ist jener schwungreiche Parallelismus, den Paracelsus zwischen dem Makrokosmos und Mikrokosmos wie einen schimmern-

den Regenbogen seiner farbigen Träume und klaren Gedanken gebildet hat. Dieser imposante Parallelismus ist gleichsam die Achse seines Systemes, denn eben durch ihn geräth die große Schöpfung zum Menschen, der Philosoph zum Anthropologen in eine harmonische und unerkünstelte Beziehung. Paracelsus nimmt seinen gläubigen Anfang von der biblischen Orthodorie, was ihn bei unseren modernen Philosophen bedeutend herabsetzen mag. Weil ja doch Niemand beim Schöpfungsakte gewesen sei, meint er, der „Geist Gottes aber derselbig in der Bibel redt“, so müsse jeder Philosoph auf diesen Eckstein schreiben und es gebe keinen wahrhaftigen philosophus ohne Bibel und Theologie. Die ganze Schöpfung, alle Dinge und alle Geschöpfe seien allerdings Hieroglyphen, das Wesen des Menschen bezeichnend, aber der einzige wahre Anfang zur klaren, philosophischen Erkenntniß dieser makrokosmischen Hieroglyphenschrift sei in Bibel und Theologie. Paracelsus stellt dann den Menschen als den sublimen Extract, die Essenz, die Potenz, als das arcanum der ganzen Welt höchst genialisch dar. In diesem Extract aller Schöpfung vereinigt sich die Potenz aller Kräfte, aller Natur und aller Eigenschaft, welche der Makrokosmos ebenfalls in für sich bestehender und organischer Weise bewährt. Aus den vier Naturelementen, aber nicht bloß im einseitig naturalen Prozesse, sondern überdem noch vom göttlichen Hauche des Schöpfers unmittelbar durchdrungen, fließt das fünfte Wesen als Mikrokosmos d. i. als kleinere, extractive Welt im Parallelismus mit dem Domor (dem Weltganzen) gottesleuchtet hervor. Was im Makrokosmos geschieht, geschieht und bereitet sich parallelisch im Mikrokosmos, und um diesen also klar zu erkennen und im verborgensten Gehäuse klar zu bestimmen, bedarf es, wo Arzt, wo Naturforscher und Philosoph zu Einem Zwecke harmonisch in einander treten, der lebendigen Erkenntniß und Durchforschung aller äußern Welt — mit einer steten, reciproken Beziehung auf die innere Menschennatur. Freilich ist im Makrokosmos die Form und die Substanz eine andere als im Mikrokosmos, aber der innere Lebensprozeß ist in beiden der gleiche: sie beide durchströmt, den Mikrokosmos unmittelbar, den Makrokosmos mittelbar, eine göttliche,

sie beide eine siderische und eine elementarische Kraft.

Nun steht Paracelsus folgerichtig im Menschen dreierlei: das Thier, welches den elementarischen Bedürfnissen und Revolutionen blindlings unterthan bleibt; — die rein naturentwickelte, siderische Kraft, welche, im Archemus personificirt, mit dem Weltfirmamente correspondiren soll; dann aber das heilige, unsterbliche Ebenbild Gottes, welches den Menschen einerseits über die zeitliche Sphäre des Naturentwickelten (des Astrum's) erhebt und wodurch er andererseits das Thier und die Einflüsse des Gestirns in ihm selber als ungebundenes und freies Gotteswesen zu paralyßiren vermag. Ich muß noch bemerken: redet Paracelsus auch oft vom thierischen oder elementarischen und vom astralischen oder vom firmamentarischen Leibe des Menschen wie von zwei ganz verschiedenen, in einander geschachtelten Leibern, so verwahrt er sich doch ausdrücklich gegen solche falsche, kindische Vorstellung, die man sich öfters gemacht hat; denn er sieht im natürlichen (astralischen) Leibe nichts anderes als das natürliche Lebensprinzip, welches den fleischlichen (elementarischen) Leib des Menschen wohl sublim und vernünftig, aber dennoch im schärfsten Gegensatze zum übernatürlichen, göttlichen Bewußtsein durchströmt. Dieser astralische Einfluß ist eben die Nabelschnur, welche Sohn und Mutter, den Mikrokosmos mit dem Makrokosmos auf eine natürlich-organische Weise verbindet. Der astralische Leib (Lebensgeist) besteht aus den Elementen Feuer und Luft; der elementarische aus Wasser und Erde. Und wie das Weltall in zwei Leibern abge sondert ist (vide supra), von denen der firmamentarische den anderen terrestrischen rings umkleidet, so auch umleuchtet im Menschen das Gestirn den an sich todten, elementarischen Leib mit einem endlichen, vernünftigen Sein in der Natur, während der unmittelbar göttliche Hauch ihn aber über die Dinge und Firmamente der Natur in die Aeonen einer schrankenlosen Ewigkeit triumphirend emporführt....!

Eine tiefere Entwicklung der Paracelsischen Weltanschauung verbietet mir leider der Raum dieser Blätter, aber ich hoffe auch schon das wenige Angedeutete zeigt dem gebildeten Leserkreise

genug der Goldadern und der Geistesfunken, von denen der alte Paracelsus so wunderbar spricht, und spornt ihn vielleicht zur würdigen Feier dieses großen, vielverkannten Mannes einmal selbst hinabzudringen in die alten Paracelsischen Schwärze, wo leider so wenig zugänglich blieb und so vieles im barbarischen Lauf der indiffernten Zeiten verschüttet ward. Ich führe noch schließlich an, was Paracelsus würdigend von seinem eigenen Systeme gesagt hat: „Daß ich hie ein neu theoreticam auch physicam mit sammt neuen rationibus hereinbring, welche von den philosophis, astronomis auch medicis bisher nie gehalten noch verstanden, geschieht von wegen Ursachen, daß die Alten ungerecht und ungewiß geschrieben haben und einen solchen Irrsaal eingeführt und denselben dermaßen bestätigt, daß er für gerecht und unwidersprechlich gehalten und geachtet ist worden und also eingewurzelt und dermaßen gehalten und erhalten, keiner anders weiter zu suchen und das in Irrsaal geschätzt ist. Solches ich mag auch wohl zu erkennen geben, denn ich es für eine große Thorheit urtheilen muß, die weil der Himmel für und für ein Licht der Natur, ingenii, neue inventiones, neue artes gebiert und macht, ob nicht dieselben auch sollten gelten?“ Und ein ander Mal heißt es gewaltig: „Ich will's euch dermaßen erläutern und vorhalten, daß bis an den letzten Tag der Welt meine Schriften müssen bleiben und wahrhaftig! Mehr will ich richten nach meinem Tod wider euch denn davor!“

Es wird nicht selten behauptet, Paracelsus würde nach einem geordneten Bildungscursus und bei größerer Gelehrsamkeit ein weit Höheres als durch seine wunderbar ahnende Naturanschauung und durch die Wünschelruthe seiner prophetischen Phantasien zu Tage gefördert haben; aber dieser pedantische Vorwurf scheint mir im höchsten Grade schulmeisterlichen Geruches zu sein. Eine Schule hat nirgend die großen Männer der Welt gebildet, wohl aber schlug man sie dort nicht selten zum Krüppel. Die Lichter der Welt leuchten nicht unter dem Scheffel der Schule, sondern sie stammen genialisch aus eigener Urtiefe über die Welten empor. Hätte nun der scholastische Studienformalismus seines Zeitalters den Paracelsus noch schwerer, als schon wirklich, be-

drückt, mit all seinen spitzfindigen Subtilitäten und seiner gespreizten Wichtigkeit, hinter der sich die gräßlichste Unwissenheit im großen Doctor-mantel magisch verhüllte, so hätte er sich wohl nirgend aus diesem so trostlosen Mechanismus, oder doch nur verkümmert, zu jener urkräftigen, originalen, das lebende Prinzip aller Wesen mystisch durchschweifenden Weltanschauung erhoben, welche ihn eben zum großen Luther der Natur- und Heilwissenschaften genialisch berief. Denn das ist ja eben die weltgeschichtliche That des Paracelsus, daß er an Stelle des zweitausend-jährigen, heidnischen Mechanismus einen lebenswarmen Organismus, vom christlichen Hauche durchdrungen, gesetzt hat, daß er die geschmacklosen Compilationen und willkürlichen Definitionen einer ergrauten Bücherweisheit weit weniger achtete als das ewig frische Weltbuch der großen Natur und deren wunderbare Hieroglyphenschrift mit seinem wunderbar ahnenden Geiste genialisch zu entziffern versucht hat. Er hat eben dadurch, wie sein Contemporane Luther in der Kirche, so im weiten Gebiet der Natur- und Heilwissenschaften einen von äußerer Autorität und geistiger Knechtschaft völlig freien Protestantismus begründet und jene Bahnen prophetisch vorgezeichnet, auf denen die Wissenschaft fortlaufen soll und noch mit wenigen Aberrationen bis heutigen Tages fortläuft. Luther und Paracelsus haben sich beide ergänzt. Unmöglich hätte Luther für sich allein vom einseitigen Gesichtspunkte der Kirche aus die ganze Reformation aus dem gothischen Kirchendunkel in die vollen Kreise des Lebens zu tragen vermocht, aber an düsterer Kirchenschwelle reichte ihm Paracelsus die deutsche Hand und zeigte ihm auch die unermessliche Natur und den anthropologischen Charakter des Lebens im glänzenden Aufgang eines protestantischen Sternes. Andererseits ist wohl zu bemerken, hätte die Mystik und Weltanschauung des Paracelsus nimmermehr ohne Luthers Einfluß die klaren Wege einer protestantischen Wissenschaft ausgebeutet, sondern wäre gewiß in den abergläubigsten Wahn und in die unsinnigsten Phantastereien herabgezerrt, hätte nicht eben der kirchliche Protestantismus die wunderbaren Träume und all' die phantastischen Nebelgebilde unseres

neuezeitlichen Morgens siegreich zur unumwölkten Sonne eines wissenschaftlichen Mittags übergeführt. Nicht daß Luther die Bullen des Papstes, auch nicht, daß Paracelsus die Galenischen Bücher für sich in die Flammen schleuderte, aber eben daß Luther den Papst und daß Paracelsus den Galen in harmonischer Wechselbeziehung von zwei verschiedenen Seiten im alten scholastischen Fuchseloch zu gleicher Zeit angriff, — dieses hat unserer Neuzeit ihren glänzenden Ausgang gebildet.

Was im naturwissenschaftlichen und medizinischen Gebiete der neuen Zeit mit reichen Mitteln gewonnen und geläutert wurde, liegt noch beim Paracelsus in jenem embryonischen Anfange, wo eine hellseherische Ahnung die kalten Gedanken vertritt; aber, wahrhaftig, es liegt dort wie eine Henne im Ei. Die Phantastie wuchert üppig; vergeblich sucht sich die große Idee vom Ein und All aus ihrem chaotischen Mutterchooße zum klaren Bewußtsein emporzuführen und vergebens ringt hier ein genialischer Geist gegen die trostlose Denkform seiner indifferenten Zeit. Aber frische Naivetät im Ausdruck und Gleichniß, ein fromm-christlicher Tiefinn und innere Saftigkeit wird man immer beim Paracelsus bewundern und, je tiefsinniger die Naturwissenschaft, Philosophie und Heilwissenschaft forscht und zergliedert, desto klarer erkennt sie unter den scheinbar phantastischen Auswüchsen die wunderbarste Fülle einer lebendig gedachten Wahrheit und Weisheit. Darum verehren die größten Naturforscher der Gegenwart den alten, verkannten Paracelsus als einen gottbegeisterten Seher, der, aus trüber Zeittennacht überall hin sein glänzendes Licht ausstrahlend, noch lange nicht ausgebeutet wurde, und dessen phantastische Wunschelruthe zu den unermesslichsten Geisteschätzen uns führt. Allerdings hat er Vieles im falschen und überaus mystischen Lichte gesehen; manche seiner seiltänzerischen Spekulationen sind uns unbrauchbar, ja ganz unverständlich, aber wir mögen nicht richten vom Nasengipfel unseres neunzehnten Jahrhunderts herab auf die ganz verschwommenen Tendenzen und anderen Bedürfnisse einer längst vergangenen Zeit. Die größten Originalgeister tragen an sich den Stempel ihrer Epoche und sind an ihren Fersen verwundbar. Die Zeit des

Paracelsus war ein mystischer, dämmernder Morgenstrahl. Und wurden allerdings nicht selten Paracelsische Lehren zu einer bizarren Phantasterei verwendet, so lag dieser heillose Mißbrauch keineswegs im Paracelsus, der die Natur genialisch vom Standpunkte des abstrakten Dynamismus betrachtete, sondern an einer traurig beschränkten Kleingeistigkeit, welche, wie sie ihm auf diese schwindelnde Höhe nicht nachzuklimmen vermochte, sich lieber schwärmerisch und aberwitzig an der materiellen Außenseite seiner Lehren verlor. So haben nicht nur Aerzte und Naturforscher, sondern auch viele beschränkte Theologen und Philosophen, ja ganze Schulen und Orden am genialischen Flammengestirn Paracelsus ihre Bledermausflügel verbrannt und leider nicht sich durch ihren Mißbrauch und ihre Beschränktheit, sondern, im Gegentheil, das Gemißbrauchte, das ganze System des Paracelsus in den falschen Geruch eines lächerlichen Unsinn gebracht. Namentlich trug der bekannte Rosenkreuzerorden viel zur Entehrung des weltgeschichtlichen Paracelsus bei. Er vermengte einfach christliche Grundideen sowohl mit theoretischer als mit praktischer Medizin, er grübelte in alchymistischer Ueberschnaptheit, zum Zweck einer großen Umwandlung aller Zustände des Menschengeschlechtes, nach dem Steine der Weisen und unermesslichen Schätzen und verkleisterte all seinen handgreiflichen Unsinn mit dem Hysteron Proteron der Paracelsischen Lehrart. Auch in der Hahnemann'schen Homöopathie spuken die falsch ausgelegten Gedanken des Paracelsus wieder umher.

Dagegen wird und muß, nachdem alle Philosophie den Menschen so lange nur monologisch entwickelt hat, der im Paracelsus hell dämmernde, große Parallelismus zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos sich immer klarer gestalten. Es liegt außer dem Zwecke dieser Abhandlung, sich noch in die philosophische Debatte der Zeit ernst zu vertiefen, aber im geläuterten und wissenschaftlich potenzierten Sinne des alten Paracelsus haben Schelling, Froxler und Oken — ja, man sage nur, was man wolle, selbst ein Segel gewirkt, und es ist nur zu hoffen, daß, während Philosophie, Naturwissenschaft und Medizin auf dem Sonnenpfade der freien Wissenschaft in Eintracht

wandeln, der alte bizarre, phantastische Paracelsus, im lebendigen Durchgang durch eine läuternde Philosophie, klar und bewußt aus allen Differenzen und Bilderstürmereien der Gegenwart in sich selber versöhnt und versöhnend zurückkehren möge. Per aspera, heißt es immer, ad astra!

### Aus Graz und Brandhof.\*

Auch in der Hauptstadt Steiermarks, die dem Wohlwollen des Erzherzogs Johann so manche nützliche Einrichtung, namentlich das Joanneum, zu danken hat und daher für den Reichsverweser ganz außerordentlich schwärmt, macht man sich keine Täuschungen darüber, daß derselbe vorerst nicht in seine heimischen Berge zurückkehrt. In Brandhof, dem Gehöfte des Erzherzogs an dem nördlichen Abhang des Seebergs, werden keine Vorbereitungen zu seinem Empfange getroffen. Das Gärtchen mit der heimischen Alpenflora, sonst gepflanzt und gepflegt von hoher Hand mit kundiger Vorliebe, trauert einsam; im Jägerzimmer, mit herrlichen Gewehren und Waffen geschmückt, hängen die „Stuger“ unbenutzt an der Wand — „des Landes edelster Schütz“ in grauem Jagdrock mit grünem Besatz, dem spitzen Hute mit Gamsbart und Birkenhuhfedern, in dem zierlichen Ledergurt das Waldmesser mit silbernem Griff, steigt nicht mehr auf die steirischen „Kogel“, erscheint nicht mehr auf der Schießstatt, ein stets willkommener Schütze, zeigt dem verirrtten Wanderer nicht den Weg, dem wißbegierigen Fremdling nicht seine herrlichen Sammlungen der reichen Naturschätze Steiermarks. Und doch war dies von jeher seine Lust und sein Leben. In einer geognostischen Denkschrift an die Wiener Akademie, um die er sich lange vergeblich bitten ließ und die er nur unter der Bedingung einsandte, daß dieselbe niemals, auch nach seinem Tode, nicht ohne seine ausdrückliche Erlaubnis gedruckt werde, hat L. v. Buch auf das Geist-

reichste ein Zusammentreffen mit dem Erzherzog-Reichsverweser geschildert. Beide begegneten sich, Steine klopfend, an den Tauern, deren Namen der berühmte Berliner Geologe in der genannten Denkschrift von den frühern Bewohnern Steiermarks, den Laurisci, ableitet, die schon zu Römerzeiten dadurch bekannt waren, daß sie den Reisenden ihr Gepäck über die steilen Gebirgspässe trugen. Steinklopfer machen leicht Bekanntschaft, und so folgte der Berliner dem steirischen nach seinem Brandhose, wo sie mit dem unsagbaren Behagen echter Naturforscher auf den herrlichen Karten, die der erzherzogliche Hausherr von den steirischen Gebirgen hatte anfertigen lassen, von Kogel zu Kogel, von Thal zu Thal auf den Knien rutschten. Wie ganz anders damals und jetzt! Herr v. Buch, der bald Achtzigjährige, klopft noch immer seine Steine: aber der Erzherzog? Der soll den Streit der Danaer und Achäer schlichten, Schwarz-Weiß mit Hellblau untermischt, zur friedlichen Eintracht an das Schwarz-Weiße fügen und den 36 Reichsfarben gerecht werden. Kein Wunder, wenn er darüber sogar seinen steirischen Muth und die in seinen Bergen strömende Lebenslust verliert. Aber hätte er nicht besser daran gethan, das Sieb der Danaiden seinem eigenen Schicksal zu überlassen und, wie er es seinen lieben Grazern auf ihre Adresse hin ausdrücklich versprach, das deutsche Steuerruder kräftigeren Armen zu überlassen und zu seinen Bergen zurückzukehren? Man sollte es fast meinen, wenn man den mehr als sonderbaren Ministerrath ansieht, mit dessen Hilfe das Schiff der deutschen Einheit aus den „Scheeren“, in die es sich verloren, herausgelotset und wieder flott gemacht werden soll. Ebenso wenig als in Brandhof, werden in dem schönen, von dem Genie-Kapitän Scholl erbauten, Grazer Palast des Erzherzogs Anstalten zu seinem Empfang getroffen. Seither führen die Steiermärker, denen Alles recht ist, was ihr Erzherzog thut, ohne Kompaß auf dem Ocean ihrer Hoffnungen und Wünsche einher: sie möchten von Deutschland nicht lassen und doch ist ihnen anbefohlen, die Schwarzenbergische Verfassung vom 4. März als das österreichische Evangelium anzusehen. Selbst die Feuertaufe des Jahres 1848, während dessen die Grazer nament-

\* Constitutionelle Zeitung.

lich in deutschthümlischer Begeisterung es den meisten Städten des Kaiserstaates zuvorthaten, hat diese Gebirgsföhne nicht von den ihnen aus frühern Zeiten anhaftenden Schlacken eines bloß blinden Gehorsams frei machen können. Was den Reisenden in Oesterreich überhaupt und darum auch in Graz an den alten Despotismus erinnert, sind Gebräuche, die eines freien Volkes unwürdig sind. Ich will es nicht betonen, daß Graz gleich Wien seine „Herrengasse“ haben mußte, die früher einen andern Namen trug; aber die Sitte, daß jeder mittlere Handwerksmann es nur selten unterläßt, auf seinem Schilde ein „bürgerlich“ beizusetzen, zum Beweis, daß er sich nicht anmaße, für adelige „Herrschaften“ zu arbeiten; ferner das Handküssen, womit namentlich auch in Steiermark die niederen Stände gegen die höheren außerordentlich freigebig sind, endlich der Unfug, jeden Outgekleideten mit einem „von“ zu tituliren, sind Ueberbleibsel aus einer despotischen Vergangenheit, die man nicht schnell genug in Vergessenheit bringen kann. In einem freilich schon 1845 herausgegebenen *Wegweiser von Wien nach Graz* begegnet man bei der Charakteristik des Grazer Lebens der köstlichen Bemerkung: „In der Anrede und Umgangssprache nennt Gebrauch und Sitte jeden wohlhabenden oder gebildeten Mann der Mittel- und höheren Klasse Herr von, Mutter und Tochter gnädige Frau und Fräulein, höher hinauf *Guer Gnaden*.“ Aus Kleinigkeiten erkennt man den freien oder unfreien Sinn eines Volkes, und ich wollte wetten, daß die österreichischen Völker die ihnen von Oben zugestandene Rechtsgleichheit so lange, als sie dergleichen Mißbräuchen eines sflavischen Herkommens huldigen, gar nicht zu gebrauchen verstehen. Daher die fortgesetzte polizeiliche Bevormundung, unter welcher der Fremde wegen der grenzenlosen Bornirtheit der Beamten sehr oft zu leiden hat. Von einem selbstständigen Amtsbewußtsein ist bei diesen Subalternmenschen nicht die Rede: sie sind in demselben Maße barsch und unhöflich, in welchem sie möglicher Weise durch die Person des Fremden sich compromittiren können und von ihren Vorgesetzten eine Rüge zu befürchten haben. Wie wenigen von diesen Herren ist das Verständniß der Zeit aufgegangen! Und doch müßte der ge-

meine Mann von Allen an der Behandlung, die ihm von Seiten der Behörden zu Theil wird, fühlen, daß der Staat in ihm den freien Bürger achtet. Unlängst kam ein protestantischer Bauer zu einem Beamten, der ihn um seine Religion befragte. „Evangelisch“, war die Antwort. „Ach! was Evangelisch!“ entgegnete der Mann des Gesetzes: „Katholisch.“ Der Bauer mußte unmittelbar darauf vor eine andere Behörde. „Religion?“ lautete die Frage. „Katholisch!“ war die Antwort. „Ach! was Katholisch! Evangelisch!“

Uebrigens muß man in andern Stücken wiederum die Nachsicht der Grazer Polizei bewundern. Sie läßt in einem Bilderladen neben *Radetzky* und *Schokke* das Bildniß von *Messenhauser* unbehindert aushängen. Indessen geschieht dies vielleicht nach den Grundsätzen der Abschreckungstheorie.

Baron v. *Welden* ist aus seinem ländlichen Stillleben in einer der Vorstädte von Graz, wo er ein eigenes Haus besitzt, wieder auf seinen Posten in Wien zurückgekehrt. *Welden* hat nicht bloß seinen eigenen Garten mit wahrhaft blumistischer Kunstkennerchaft angelegt: einen Theil der Popularität, deren er sich bei der Grazer Bevölkerung erfreut, hat er dem Umstand zu verdanken, daß er es war, der die steirischen Stände vermochte, mit bedeutendem Kostenaufwand den kahlen Felsenhügel des Schloßberges, der im Jahre 1809 von den Franzosen, nachdem sie die Festung drei Mal hatten belagern müssen, gänzlich demolirt worden war, nach seinen Angaben in einen reizenden Park umwandeln zu lassen. Auch hier vergißt man den Militärdespoten über dem Gartenliebhaber.

So geht in diesem Lande, wie in Deutschland überall, die Gemüthlichkeit und philiströse Behäbigkeit Hand in Hand mit Knechtsinn und tyrannischer Willkür.\* Es ist der größte Feind deutscher gesetzlicher Zustände: dieses plötzliche Umschlagen in verschwimmende Sentimentalität.

\* Man begreift nicht, wie die Constitutionelle Zeitung, das knechtische Schacherthums-Organ des Handelsmanns *Hanseman* diese Stelle abdrucken konnte?! Der Redakteur muß sie übersehen haben. Herr D. *Karl Weit* mag schön erschrocken sein, als er zu spät gewahr wurde, welches Verbrechen er sich aus Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen ließ! J. E.



## Prolog

zur Feier des hundertjährigen Geburtstages

Wolfgangs v. Göthe.

Am 28. August 1849.

### Gesprochen auf dem Breslauer Theater.

Es ziehen Geister-Schaaren, ewig jung,  
Im Ringel-Lanz um mich herum,  
Die nicht in Nebel luftgestalt zerfließen:  
Sie sind von Fleisch und Blut, von schönsten Formen,  
Vorbilder, aller Zeiten Normen. —  
Die, nicht verwandt, doch an einand sich schließen.  
Und jede hält ein Blatt hoch der Geschichte,  
Verbrieft darauf, daß sie gelebt, gestrebt; —  
Die Blätter sind zum Lorbeer-Kranz verwebt  
Für den, der sie verewigt im Gedichte.  
Der blasse Werther, mit des Dulders Zügen,  
Dem Lotter's Butterbrote selbst romantisch,  
Und Lotte, häuslich, jüngerlich pedantisch,  
Dann Wilhelm Meister, Schwärmer für die Lügen,  
Für arge Täuschung des Komödien-Treibens,  
Clavigo, eitel, Carlos, weltverachtend,  
Stella, nach dem Ungetreuen schmachtend,  
Göz, Freund der That und Feind des Schreibens;  
Hier Egmont, Insurgent, aristokratisch,  
Dort Alba, Henker, legitim soldatisch,  
Und Gläre, die Verklärte, Muthentbrannte;  
Hermann und Dorothea, süß idyllisch;  
Reinecke Fuchs, der Junker camarillisch;  
Lieb Gretchen, mit der saubern Kuppeltante,  
Der Zweifler Faust, ein Bild der Menschen-Ohn-  
macht,  
Mephisto, das Geschick, das uns nur Hohn lacht;  
Drauf Iphigenie, die Priesterin, die hehre,  
Die Leonoren, würdig ihr zur Seite,  
Und Laffo, sterbend an der bittern Lehre,  
Daß Hoflust dem Genie nicht Heil bereite, — —  
Und hundert noch Gestalten, schön vollendet,  
Sie sind die Blätter-Bringer zu dem Kranze,  
Für unsern Göthe im Verklärungs-Glanze.  
Für unsern Göthe, Stolz des Vaterlandes!  
Geboren heut vor hundert Jahren,  
Zu Dem der Epigonen Schaaren,

Pygmäen vor dem geistigen Athleten,  
Aufschau'n, als zu dem herrlichsten Kometen,  
Der hell geleuchtet in die Welt des Landes.  
Nicht singen will ich Dich, nicht singend preisen,  
Nur nennen Dich, o Wolfgang Göthe!  
Dein Vaterland, es will sich selbst beweisen,  
Daß Zeitensturm des Geistes Macht nicht tödte!  
Nicht daß wir Dich, Unsterblichen, verklären,  
Wir feiern dieses Fest, um uns zu ehren!

J. Pascher.

### Aus der Gegenwart.

Von

W. Schulze.

Wer etwa längere Zeit in Magdeburg war,  
kennt auch gewiß den anmuthigen Laubgang, der  
auf dem Festungs-Bladis sich vom Friedrich-  
Wilhelmsgarten bis zur Hohenpforte  
um den westlichen Theil der Stadt schlängelt;  
kennt die traulichen Plätze desselben, wo sich's auf  
den Ruhebänken so gemüthlich plaudert, zumal,  
wenn an einem schönen Frühlingsabende die Sonne  
ihre Strahlen auf den Blätterdom über den Ruhenden  
ausgießt, und der Lärm, das Wagengerassel  
in der nahen Stadt nach und nach in dem Maße  
leiser wird, wie die Sonne tiefer sinkt, während  
der Chor der kleinen gefiederten Sängers in den  
Gebüsch ringsum der scheidenden den Abschieds-  
gruß nachruft. —

Es war an einem solchen schönen Abende in  
der zweiten Hälfte des Juni-Monats dieses Jah-  
res, wo mir auf dem bezeichneten Pfade, und  
zwar unweit des Friedrich-Wilhelmsgartens, ein  
schon bejahrter Mann, gelehnt auf den Arm eines  
jungen, schwarzgekleideten Mädchens, begegnete,  
bei meinem Näherkommen stehen blieb und mich  
fragte, welchen Weg er einschlagen müsse, um mit  
seiner Begleiterin zum Militär-Kirchhofe zu  
gelangen. Mit Vergnügen gab ich die gewünschte  
Auskunft; und da mein Spaziergang kein vorher  
bestimmtes Ziel hatte, so erbot ich mich gern, den  
Führer zu machen, was von den Beiden ebenso  
gern angenommen zu werden schien.

Es liegt nun außer dem Zwecke dieser Zeilen, wie außer dem Raume dieser Blätter, umständlich zu erzählen, wie ich während des Besuchs jener Ruhestätte der Todten mit dem Fremden und seiner Begleiterin nach und nach etwas bekannter wurde. Erwähnen nur möcht' ich, daß Beide auf dem Gottesacker, unter dessen grüner Rasenhülle so mancher wackre Preußenkrieger vom Schlachtenkampfe nach einem vielbewegten Leben ausruht, von einer so innigen und so großen Wehmuth ergriffen wurden, von einer Wehmuth, die nicht nur den Augen des laut schluchzenden jungen Mädchens die heißesten Thränen entlockte, sondern auch die Augenwimper des alten Herrn, ihres Begleiters, feuchtete, so daß ich unbedenklich eine besondere Veranlassung für diese Zeichen ihres Schmerzes annehmen zu müssen glaubte; erwähnen, daß wir nach längerem Verweilen schweigend den Gottesacker zusammen verließen und dem Spaziergange uns zuwandten, der sich durch die Gebüsche des Glacis zum Ulrichsthore hinzieht.

Nicht gar fern vor diesem Thore stehen im Halbkreise, fast verdeckt von der grünen Blätterfülle der Gebüsche ringsum, mehre Bänke und laden den Vorübergehenden zu flüchtiger Ruhe ein. Eine dieser Bänke, und zwar die von der vorüberführenden großen Straße entfernteste, wählten wir, um darauf ein wenig zu rasten; und hier war es, wo mein Begleiter mir weitläufiger eine Begebenheit mittheilte, die ich in flüchtiger Skizze einfach und schmucklos jetzt wiedererzählen will, wie sie in meinem Gedächtnisse lebt.

„Ich sagte Ihnen bereits“ — begann er — „daß ich ein Landmann aus dem Mecklenburgischen bin und dort ein zwar nur kleines, aber einträgliches, früher adliges Gut besitze. Hier auf diesem Gute, an der Seite eines braven Weibes, das mir vor Jahren zwei wackere Söhne schenkte, lebte ich glücklich und zufrieden, bis — der Frühling des vorigen Jahres kam, und mit ihm der Schwindel, der Wirrwarr in allen Verhältnissen auch bei uns einriß. Mein älterer Sohn Heinrich stand mir bisher bei Führung meiner Wirthschaft besonnen und kräftig zur Seite, während Karl, der jüngere, ein verwegener junger Brausekopf mit dem edelsten, für alles Schöne und Große glühenden Herzen, in Ludwigslust die Gold-

schmiedekunst erlernt hatte und dann fortgezogen war in den Süden, um sich in seiner Kunst weiter auszubilden. Als nun, wie ich erwähnte, im vorigen Jahre die Unruhen in fast ganz Europa begannen und auch unser bisher so ruhiges, glückliches Mecklenburg nicht verschonten, eine friedliche Beseitigung derselben aber kaum noch zu hoffen stand, ward mein Heinrich von den Behörden mir genommen, um unter unseren großherzoglichen Truppen seiner Militärpflicht nachzukommen, und auch Karl, nur um ein Jahr jünger als sein Bruder, wurde zu gleichem Zwecke einbeordert. Der aber schweifte damals in Frankreich umher, hatte längere Zeit in Paris erst, dann in Lyon gearbeitet, schrieb, er wolle von dort nach Italien, jedenfalls aber nach der Schweiz gehen, war bald hier, bald dort gewesen und trug durch sein stetes Umherwandern, durch immerwährende Veränderung seines Aufenthaltes selber die Schuld, daß weder meine Briefe, noch die seiner Braut, die mit Sehnsucht seiner Rückkehr harrete, ihn irgendwo aufzufinden vermochten. Endlich — es war zu Anfang dieses Jahres — schrieb er aus Mannheim, wo er damals in Arbeit stand, schrieb's auch an seine Marie, er sei jetzt des Lebens da draußen, des Umherziehens in der Fremde recht herzlich überdrüssig, und da er nach seiner und Anderer Meinung bereits ein tüchtiger Goldschmied geworden und sich wohl befähigt fühle, durch seine Kunst sich und ein geliebtes Weib obenein zu erhalten: so wolle er nun heimkehren und in seinem gesegneten Vaterlande den eigenen Heerd sich erbauen. Ach, welche unaussprechliche Freude, welche entzückenden Aussichten erweckte dieser Brief Karl's bei uns Allen! — Aber nimmer sollten sie verwirklicht werden, diese Hoffnungen — nimmer! Hören Sie nur: Während wir mit jedem neuen Tage der heißersehnten Ankunft unseres Karl entgegensehen und immer vergebens harreten, brachten uns die öffentlichen Blätter Kunde von jenen tollen Wirren, jenen unsinnigen Aufständen im südlichen Deutschlande, vor Allem in Schwaben, Baden und der Pfalz, wo leichtsinnige Menschen, Fremdlinge, Lauge- nichtse oft, die weder Hab noch Gut zu verlieren haben, unter dem Vorwande, die Einheit Deutschlands zu erstreben und die Verfassung des deutschen

Reichs im gesammten Deutschlande zur Geltung zu bringen, Leichtgläubige täuschten, Schwärmer verführten, Aufruhr, Mord und Brand predigten, viele Tausende unglücklich machten; und wie die meisten dieser vermeinten Freiheitshelden dies nur thaten, um sich den eigenen Säckel gelegentlich zu füllen, oder andere sehr selbstische und eigennützige Vortheile davonzutragen. Doch Sie kennen gewiß, so gut wie ich, die rasende Wirthschaft, welche vor Kurzem dort unten im Süden unseres deutschen Vaterlandes anhub, und wissen, wie mit den Gleichstruppen auch Mecklenburg's Contingent den Befehl erhielt, jenem heillosen Spektakel in Gemeinschaft mit anderen wackeren deutschen Kriegern durch Waffengewalt ein möglichst schnelles Ende zu machen. Auch mein Heinrich gehörte mit zu den tapferen Kämpfern der Mecklenburgischen Brigade, die zu dem erwähnten Zwecke entsandt wurde. Vor seinem Abmarsch kam er noch einmal zu uns herüber, Abschied von uns Allen zu nehmen. „„Geh' mit Gott!““ — sprach ich zu ihm — „„sei tapfer und menschlich; bleib uns auch ferner ein guter Sohn und schreib, so oft Du's nur vermagst, an uns, Deine Eltern, die wir liebend Dich in Gedanken bis in den Kampf hinein begleiten. Und noch Eins! solltest Du etwa dort im Süden von Deinem Bruder Kunde erhalten, so theile sie uns schleunig mit; träfest Du ihn aber gar, — o dann grüß' ihn, dann sag' ihm, er möge doch bald heimkehren zu seinen besorgten Eltern, zu seiner liebenden Braut!““ Darauf riß er sich aus unserer Umarmung und zog fort, dem Kampfe entgegen — und — ach, Du mein Gott! welchem Kampfe!“ —

Der alte Mann hielt hier, sichtbar erschöpft, einen Augenblick inne, als wollte er neue Kräfte sammeln. Das Abenddunkel war indessen hereingebrochen und eine gewisse schwermüthige Stille herrschte ringsum, höchstens durch die langgezogenen Töne einer fernen Nachtigall unterbrochen.

„Wir harrten acht Tage“ — begann er dann langsam nach einer Pause wieder — „harrten vierzehn Tage und immer vergebens auf Nachricht, auf Briefe von unserem Sohne. Aus den Zeitungen nur ersahen wir, daß die Mecklenburgischen Truppen mit zu dem Armeekorps gehört hatten, welches zuerst mit anderen deutschen Kriegern in

die Gegenden eingerückt war, wo der Aufstand tobte, lasen, daß sie an den Gefechten gegen die Insurgenten Theil genommen und überall sich brav gezeigt hätten. Da kommt eines Tages mein Schwager, der, Landmann wie ich, nur ein Paar Meilen von uns entfernt wohnt, uns zu besuchen, zu sehen, wie es mir und den Meinigen gehe und zugleich — wie er sagt — um Kunde von unseren Söhnen zu erhalten. Aber ich sah es sofort an seinen verstörten Mienen, daß eine Trauerkunde, die er uns mitzutheilen zögerte, auf seinem Herzen lastete; kein einziges heiteres Wort, kein munterer Scherz, woran er sonst so reich ist, kam dies Mal über seine Lippen. Doch, ich will kurz sein. Nachdem er immer von Neuem die Rede auf Heinrich und Karl gebracht und von dem Unglück gesprochen hatte, das möglicher Weise den Einen wie den Andern dort im feindlichen Lande treffen könne, endlich aber uns dadurch hinreichend auf seine Trauerbotschaft vorbereitet zu haben glaubte, zieht er diesen Brief Heinrich's hervor, den ich seitdem stets bei mir führe.“

Der Greis entfaltete tief seufzend seine Brieftasche, blätterte darin, nahm dann ein Schreiben heraus und überreichte es mir. — „Ich bitte, lesen Sie hier!“ — Ich las:

Bensheim, den 14. Juni 1849.

Lieber Oheim!

„An Sie zuvörderst richte ich in höchster Eile diese Zeilen und bitte Sie, ihren Inhalt meinen Eltern, aber nur dann erst mitzutheilen, wann Sie dieselben genugsam auf die traurige Kunde vorbereitet haben, die ich Ihnen mittheilen muß. Heute früh drei Uhr haben wir bei Waldmichelbach, etwa vier Stunden von hier, links von Heppenheim im Odenwald ein Gefecht gehabt, das erste, an welchem ich Theil nahm. Es hatten sich das Künstler- und Arbeiter-Bataillon von Mannheim und die Schweizer Scharfschützen zu einem Einfall aus dem Badischen in Hessisches Gebiet gesammelt, und wir mecklenburger Dragoner, unterstützt von einem Theile unserer Artillerie, sollten den Feind zürücktreiben. Beherzt griffen wir unter Führung des tapferen Obersten von Witzleben an, und nach einem kurzen Gefecht,

das uns nur einen einzigen Todten kostete, gelang es uns Dragonern, die wir mit dem Säbel in der Faust auf das Mannheimer Bataillon stürzten, die Aufständischen in wilde Flucht zu jagen. Wir verfolgten sie eine Strecke weit und kehrten dann mit elf Gefangenen über das Schlachtfeld zurück, wo, außer einigen Schwerverwundeten, wohl an zwölf Todte, meist jenem Arbeiter-Bataillon angehörend, lagen. Als ich nun einen Hohlweg rasch hinabreiten will, scheut mein Pferd an einem Gebüsch so heftig, daß ich nur knapp mich im Sattel zu halten vermag. Ich blicke um mich, um den Gegenstand zu erspähen, der mein Pferd so unruhig macht, und sehe einen Mann in der Tracht der Mannheimer, zusammengekrümmt vom Todeschmerz, daliegen, den Kopf halb vom Gebüsch bedeckt. Schnell will ich vorüber; da bewegt sich der am Boden Liegende und wendet das Gesicht zu mir. Ich blicke ihn genauer an — mein Blick erstarrt! — Gott im Himmel! — es ist Karl — mein Bruder Karl! — Mit Blitzschnelligkeit bin ich vom Pferde — eile zu ihm; von einer Kugel mitten durch die Brust geschossen, — haucht er eben sein Leben aus. Ich stürze zu ihm nieder, rufe: Karl, Karl! Bruder Karl! — Vergebens! er hört mich nicht mehr. Da tönt das Signalhorn zum „Sammeln“, und ich muß fort, fort von der theuren Leiche. Aber am selben Tage noch bin ich spät Abends, begleitet von zwei Freunden, von Bensheim aus auf dem Schlachtfelde gewesen, und dort haben wir den Bruder auf der nemlichen Stelle zur Erde bestattet, wo er fiel. — Seine Uhr, seine Briestafche, worin sich Briefe an die Eltern, an seine Braut befanden, und die Aufschluß geben über seine Betheiligung an dem Aufstande, habe ich in höchster Eile dem Todten, als ich ihn verließ, abnehmen können und sende sie nächstens an die Eltern, wenn der erste Schmerz über dies gräßliche Ereigniß gestillt ist, u. s. w.“

Ich faltete den Brief zusammen und gab ihn dem unglücklichen Vater zurück, der tief gebeugt, in stummem Schmerze neben mir saß, in seiner Hand die des jungen Mädchens pressend.

„Sie kennen nun“ — sprach er mit zitternder Stimme — „die Ursache meines Kummers,

wissen, warum Marie trauert, die Karl's Braut war; was unsere Augen vorhin mit Thränen füllte, als wir mit Ihnen auf dem schönen Militär-Kirchhofe waren, und Sie — es war an Carnot's Grabmale — verwundert uns anblickend, fragten, ob wir etwa Carnot, den französischen General, gekannt. Ach, wie Carnot, so schlummert ja auch unser Karl dort in fremder Erde. — Marie wollte es sich nicht nehmen lassen, mich hin zu dem Orte zu begleiten, wo unser theurer Todter ruht, und wo der Bruder selbst dem Bruder die Grabstätte gegraben hat. Wir kommen jetzt von dort her und haben sie leicht nach Heinrich's schriftlichen Mittheilungen aufgefunden. Sie ist jetzt durch uns mit einem Kreuze geschmückt, das Namen und Todestag des theuren Todten angiebt. Wir haben die Stätte mit bitteren Thränen benetzt und kehren nun über Magdeburg trostlos in die Heimath zurück, diesen unseligen Krieg verwünschend, der nicht bloß deutsches Blut durch deutsche Schwerter vergießen läßt, nein, der auch selbst dem Bruder gegen den Bruder die Mordwaffe in die Hand giebt! — Kommen Sie — es ist Abend, es ist kühl geworden; lassen Sie uns zur Stadt heimkehren! — —“

Magdeburg.

### Parlamentarisches Stilleben in Berlin.

„Fraget über ein Jahr wieder nach mir, und Ihr werdet einen stillen Mann an mir finden!“ so hätte vor einem Jahre unsere preussische Volksvertretung von sich sagen können. Wer erkennt jetzt noch in der ersten und zweiten Kammer die Kinder der alten Nationalversammlung?

Welch' ein Leben herrschte sogleich an den Eingängen der Nationalversammlung! Durch Geschrei und Rippenstöße machte sich hier die Ungezogenheit des souveränen Volkes Luft und die Konstabler hatten an allen Ecken zu schaffen. Wer jetzt einen stillen Kastaniengang sucht, der benutze

eine Sitzung der ersten Kammer, um durch die enge Pforte auf den Hof vor dem Sitzungsgebäude derselben zu schlüpfen und dort ungestört seine Promenade zu machen. Wahrlich, es sieht dort aus wie auf einem stillen Pfarrhofs. Neulich hatte sich sogar unter den Kastanien ein Maler eingefunden, nicht etwa um der historischen Merkwürdigkeit wegen das Sitzungsgebäude der ersten Kammer, sondern um die Hofseite eines Nachbarhauses abzuzeichnen, das in einem Bilde, wo man mittelalterliche Kunstmeister mit ihren Gesellen bei ihrem Handwerke beschäftigt sähe, sich in der That vortrefflich ausnehmen müßte.

Nicht minder still ist es am Eingange der zweiten Kammer. Die Konstabler haben hier gute Zeit, sie sitzen in einem kleinen Nebenhäuschen, haben Stangen voll Weißbier neben sich stehen, spielen und blicken zuweilen ein Mal über die Karten hinaus durch's Fenster, gerade wie die österreichischen Finanzsoldaten auf der böhmischen Grenze, wenn hin und wieder ein einsamer Wandersmann vorüberkommt.

Was hat sie zu bedeuten, diese Stille um unsere Kammern? Schon oft ist Großes in der Stille gewirkt und der mächtige deutsche Gedanke, der schaffende Geist liebt bei seinem Wachstume die Einsamkeit. Ist diese Stille heilig oder ist es die gedankenlose Ruhe des Kirchhofes? Nur die Zukunft kann diese Frage beantworten.\*

Wir führen den Leser in die Kammer selbst ein. Wir haben uns noch nicht hinlänglich mit den Gesichtern der Abgeordneten in der zweiten Kammer bekannt machen können; aber so viel haben wir doch schon bemerkt, daß die Phsygnomien derselben eine weit — — — ist als die der beiden aufgelösten Versammlungen. Die breiten Schultern unserer Rittergutsbesitzer haben die langen Bärte unserer Demokraten verdrängt, und ein gewisses geschwehrteltes Wesen herrscht überall vor. Professor Dunker ist die verwegenste Gestalt in der ganzen Versammlung; aber auch er, von dem Bruß eine im deutschen Parlamente ge-

haltene Rede über die Berliner Decemberunruhen mit den Worten besang:

Wäre dies ein märk'scher Junker,  
Wüß' ich sagen: ich versteh'!  
Aber dieser Mann heißt Dunker!  
Heißt Max Dunker! Das thut weh

auch er ist, vom demokratischen Standpunkte aus betrachtet, doch nur ein gefallener Engel.

Herr Kühlwetter, der ehemalige Minister, dessen ehrwürdiger, wohlbeleibter Bourgeoisgestalt man es ansehen zu können glaubt, daß er der Vater der Konstabler ist, hat seinen Sitz im Centrum genommen und blickt noch immer so kühl als früher darein.

Uebrigens ist bis jetzt wenig über diese Kammer zu sagen, da noch nicht eine bedeutende Debatte stattgefunden hat. Das Erheblichste, was bisher geschah, war, daß der Herr Minister von Manteuffel mit wahren Bienenfleiß immer neue Denkschriften über Belagerungszustände herbeitrug, sicherlich ein höchst interessantes Material für die Culturgeschichte unserer Zeit. Von den Ministerreden, welche bisher gehalten wurden, zeichnen wir die des Kriegsministers von Strotha aus. Eine gewisse nationale Wärme leuchtet bei ihm doch immer durch und das stets unverkennbare Bestreben, Alles aus dem Standpunkte der Ehre des Vaterlandes aufzufassen, macht einen guten Eindruck. Jedenfalls ist Herr von Strotha ein sehr honetter Kriegsminister, dem wir stets den Beifall gönnen, den er findet.

Mit einer kurzen Bemerkung über die Präsidenten der zweiten Kammer wird es angemessen sein zu schließen. Der Alterspräsident, Oberbürgermeister Franke aus Magdeburg, empfing zwar von seinem Nachfolger, dem Grafen Schwerin, den herkömmlichen parlamentarischen Dank; allein ernstlich muß man wünschen, daß die parlamentarische Bildung bald bis zu dem Punkte allgemein werden möge, wo die Alterspräsidenten nicht mehr auf die Zuflüsterungen der Sekretäre angewiesen sind, und ihre Bescheidenheit nicht mehr das Geständniß zu machen braucht, daß sie mit den parlamentarischen Formen gänzlich unbekannt seien. Der für die ersten vier Wochen erwählte Präsident der Versammlung, Graf Schwerin, leitet die Versammlungen, wie ein gemüthlicher Pächter,

\* Darauf dürfen wir nicht warten. Der Leichenduft der Verwesung gemordeter Freiheit und Menschenrechte dringt aus diesen Kammern schon jetzt!

der seine Wirthschaft im Stande zu halten weiß. Neben ihm\* gesehen macht der erste Vicepräsident Simson einen bedeutenden Eindruck. Wenn man von Schwerin auf Simson's blasses, feines und ausdrucksvolles Gesicht den Blick richtet, so kommt man auf den Gedanken, daß doch der deutsche Geist in dieser Versammlung neben dem Gutsbefiziger aus der Provinz seinen Platz gefunden hat. Die wenigen, wie es scheint, absichtlich nur das Formelle herauskehrenden Worte, in denen Simson den Dank für seine Wahl aussprach, bekundeten sogleich seine große parlamentarische Befähigung. Denn man muß sie, wenn man bedenkt, was der Präsidentenwahl vorangegangen war, als ein Muster von Selbstbeschränkung und stolzem kühlem Maaßhalten\*\* betrachten. Jeder hatte mehr erwartet und doch war jeder befriedigt; man war überrascht und gespannt zugleich auf die fernere Laufbahn dieses Mannes in Berlin.

H. P.

## Die Brüder.

Novelle.

(Schluß.)

### VI.

Als Claire allein war, kam ihr das Gefühl ihrer Lage wieder deutlich vor den Sinn. In einem Augenblicke der Exaltation hatte sie eine verhasste Verpflichtung übernommen. Um ihren Vater zu retten, hatte sie sich in's Verderben gestürzt.

Den Muth, denjenigen zu fliehen, den sie liebte, hatte sie gefühlt, sich aber nicht vertheidigen können gegen den Gegenstand ihres Hasses.

Beim Austritt aus dem Gefängnisse harrte ihrer ein Opfer, und dieser Gedanke empörte sie.

Indessen bedauerte sie Nichts, das Bewußtsein der Pflicht hielt sie aufrecht, doch unwill-

\* Aber auch nur neben Schwerin; sonst kann ein Simson, wie dieser, keinen bedeutenden Eindruck machen.

S. L.

\*\* Begeisterung für Recht, Volkswohl und kernige Biederkeit wäre mehr am Plage.

S. L.

fürlich flüchtete sie sich zu einer letzten Hoffnung, nemlich: daß sie ihre Hingebung nicht überleben und durch den Tod von dieser verhassten Vereinigung werde frei werden. Auf diese Weise konnte sie wieder etwas von jener Ruhe finden, welche die Begleiterin großer Entschliessungen ist.

Indessen fand Pierre draußen bei Verfolgung seiner Absichten Schwierigkeiten, die er nicht vorausgesehen hatte.

Zu jener Zeit ließ das Gefängniß seine Beute so leicht nicht wieder los. Fouquier war, wenn es sich darum handelte, Jemanden seiner Gerichtsbarkeit zu entziehen, wie ein wildes Thier. Er kannte dann keine Freunde mehr.

Als Gérard eine Begnadigung verlangte, war er ihm verdächtig geworden.

Für die Entschuldigungen hatte der öffentliche Ankläger stets Antworten bereit, Pierre sprach vom Alter des Herzogs zu einem Manne, welcher auf die Bemerkung, daß die Marschallin von Mouchy achtzigjährig und taub sei, zum Grefrier gesagt hätte: „Schreiben Sie: unhörbar conspirirt.“ Gérard berief sich auf die gänzliche Sprachlosigkeit des alten Mannes, aber Fouquier rief: Ich will nicht die Zunge des Mannes, sondern seinen Kopf. Die blutige Logik dieses Menschen kam niemals in Verlegenheit.

Durch dringendes Bitten brachte Pierre es nichts destoweniger dahin, daß ein Arzt in das Gefängniß geschickt werden sollte, um den Zustand des alten Herzogs zu untersuchen.

Wenn er seit drei Jahren nicht mehr sprechen kann, hatte der öffentliche Ankläger etwas besänftigt gesagt, so ist das ein mildernder Umstand, aber man muß keinen Mißbrauch damit treiben.

Eine gefegliche Visitation des Arztes wurde also befohlen.

Während dieselbe ausgeführt wurde, beschäftigte sich Gérard mit der Lage der Güter der Familie, die fortan die seinigen waren.

Durch die einflussreichen Mitglieder der Ausschüsse begünstigt, hatte er Zutritt in den Büreaus, und konnte alle auf diese Angelegenheit bezüglichen Aktenstücke nachsehen.

Die indirecten Lehen hatten Käufer gefunden, an sie war also nicht mehr zu denken, aber die directen waren frei.

Zu mehreren Malen zum Verkauf ausgerufen, waren sie nicht der Gegenstand eines Gebotes geworden, und mußten daher zurückgenommen werden.

Die im Languedoc befindlichen Güter waren in diesem Fall, sie konnten also den ehemaligen Besitzern wieder zurückgegeben werden.

Ohne Zeit zu verlieren, richtete Pierre seine Bestrebungen auf diese Möglichkeit. Er ließ Befehle von Paris abgehen, jeden Versuch zum Verkauf vorläufig zu suspendiren, und wandte sich im Namen des Herzogs mit dem Verlangen an den Fiscus, daß die ungesetzlich mit Beschlag belegten Güter restituirt werden müßten, da die Beschlagnahme unter dem Vorwande einer Emigration geschehen sei, die gar nicht stattgefunden habe.

In Begleitung Mouren's, der ihm als Zeuge diente, erklärte er gehörigen Orts in seiner Eigenschaft als Chef der Municipalität von Mais, daß der Herzog von Mersanne und seine Tochter von dem Tage ab, wo sie aus dem Languedoc verschwunden seien, sich nach den Cevennen geflüchtet und ihren dortigen Aufenthalt nur verlassen hätten, um in's Gefängniß gebracht zu werden.

So waren also alle Handlungen, welche in Folge ihres Verlassens von Frankreich vorgenommen waren, von Rechtswegen null und nichtig, und wenn die Freilassung der beiden Gefangenen bewirkt wurde, war kein Zweifel, daß die Herausgabe der unverkauften Güter erfolgen müsse.

Uebrigens hatte Pierre in dieser Beziehung für Alles gesorgt, und die Beamten, von denen diese Liquidation abhing, waren ihm gänzlich zugethan.

Diese Beschäftigungen nahmen eine ganze Woche hin. Jeden Tag besuchte er Claire und gab ihr Rechenschaft von seinen Schritten, sie schien traurig, aber resignirt.

Keine Klage entfloß ihrem Munde, und als Pierre von ihrem Vater sprach, und von der Mühe, welche er gehabt, ihn den Klauen Fouquier's zu entreißen, richtete sie gleichsam zur Belohnung ein schwermüthsvolles, aber süßes Lächeln auf ihn.

Die Untersuchung des Arztes hatte stattgefunden. Der Bericht war klar und günstig, daß Beil der Guillotine würde nur einen Cadaver getroffen haben.

Zum ersten Male willigte der öffentliche Ankläger ein in die Freilassung eines Opfers; er verlangte nur noch vierundzwanzig Stunden zur Revision der Akten, um dann die Aufhebung der Haft zu befehlen.

Die ersten gesetzlichen Maßregeln zur Heirath konnten daher an demselben Tage vorgenommen werden, und die anderen nach der vorgeschriebenen Frist. Pierre war also dem Ziele nahe, er war im Begriff, reich und mächtig zu werden, und eine vortheilhafte vornehme Verbindung einzugehen. Diese Gewißheit schien ihn umgewandelt zu haben; nach Befriedigung seines Ehrgeizes öffnete er sein Herz edleren Gefühlen, und es schien, als ob er durch sein jetziges Benehmen das Gehäßige der Mittel verwischen wolle, welche ihn zum Ziele geleitet.

Claire brachte diese Nacht unter Thränen zu. Niemals war während der langen Folter, der man sie unterworfen, der Name August über ihre Lippen gekommen. Sie sowohl, wie Pierre schienen die Erinnerung an ihn beseitigen zu wollen.

Und dennoch erfüllte sein Bild die ganze Seele des jungen Mädchens; unwillkürlich wurde sie zu einer Vergleichung getrieben und erinnerte sich an jene so bald entschwundenen Augenblicke, wo sie glücklich, frei und geliebt gewesen.

Was that er so fern von ihr? Warum eilte er nicht herbei, um sie zu schützen?

Diese Rückblicke nach der Vergangenheit verletzten sie in Träumereien, bei denen Bitterkeit und Freude gleichen Antheil hatten. Hinter den räucherigen Mauern ihres Kerkers sah sie jene Landschaft wieder, jene Felsen, auf denen sie zusammen umher geklettert. Der verwirrte Lärm in der Stadt erinnerte sie an die Stille jener rückersehnten Einsamkeit. Bisweilen warf sie sich vor, daß sie zu hart, zu grausam gegen ihn gewesen, und ihm war sie böse, daß er so gehorsam, so nachgiebig sich gezeigt.

Die Widersprüche des Herzens sind unergründlich und unendlich; es hängt dem an, was ihm entgeht, und verschmäht das, was es besitzen

kann. Große Leidenschaften bestehen nur in einem Kampfe und sind vom Schmerze unzertrennlich.

Die herauskommende Sonne überraschte Claire bei diesen verschiedenartigen Gedanken; es war der zu ihrer Befreiung bestimmte Tag und dieser Befreiung sollte ein anderes Joch folgen. Bei jedem Geräusch, das sie vor der Thür hörte, horchte sie auf und machte sich zum Fortgehen bereit.

Unter dieser fortwährenden Anspannung verging der Morgen; Niemand erschien, aber in dem Gefängnisse herrschte eine ungewöhnliche Bewegung.

Unruhiges Geschrei erhob sich von allen Seiten; die gewöhnliche Disciplin schien mißachtet zu werden, die die Aufsicht habenden Polizeienten zeigten minder rohe Manieren, die Kerkermeister waren höflich geworden, augenscheinlich ging draußen irgend ein außerordentliches Ereigniß vor sich.

Um die Conciergerie herum standen Gruppen, aus denen von Zeit zu Zeit unverständliches Geschrei herüberdrang. Man sprach mit den Gefangenen durch die Eisengitter, man schien Worte des Trostes an sie richten zu wollen.

Claire konnte nicht verstehen, worum es sich handelte, ob man hoffen oder fürchten müsse; sie wußte von der revolutionären Politik nur so viel, als sie betroffen hatte, den Brand des väterlichen Schlosses, ihre Achtung, ihre Einkerkelung.

In ihrer Zurückgezogenheit hatte sie nicht den Phasen jener großen Volksbewegungen folgen können, dem Kampfe der Parteien, die sich unter einander zu Grunde richteten, der Niederlage derjenigen, die gestern die Sieger waren, endlich jenen einander folgenden Hekatomben, bei welchen Hébert auf Vergniaud, Danton auf Hébert gefolgt waren, und welche nach unmühtigem Widerstande auch Robespierre selbst verschlingen sollten.

Ganz Paris schauderte beim Anblick dieses Kampfes, in welchem auf der einen Seite der Convent stand, auf der anderen die Commune und die Jacobiner. Unter den Mitgliedern der Ausschüsse war der Bruch entstanden, und die drei Dictatoren, welche aus der bisherigen Regierungsform hervorgegangen waren, standen vor den Schranken der Versammlung, suchten sich zu

verteidigen und fanden da kein Echo, wo ihre Stimme gestern noch unumschränkt herrschte.

Welcher jähe Fall, welche großartige Lehre! der Kampf hatte begonnen, noch aber gehörte Niemand der Sieg.

Die Commune war für Robespierre, und die Sectionen begannen sich zu rühren.

Die Straßen waren in jener Aufregung und Beweglichkeit, welche an entscheidenden Tagen sich zeigt.

In der Ferne, auf dem anderen Quai der Seine hörte man Kanonendonner, Lärm von Waffen, Geschrei des Volkes. Noch wenige Stunden und die Dictatur der Schreckensregierung brach zusammen.

Pierre Gérard hatte an diesem verhängnißvollen Tage dem Schicksale seiner Partei folgen müssen. Vom Morgen ab war er auf den Tribunen des Convents, und bei Eröffnung der Sitzung zeichnete er sich als einer der wüthendsten Unterbrecher aus. Ueberall, wo es galt, tollkühn zu sein, war er zu finden, er marschirte mit den Kanonieren Henriots, begab sich in den Jacobinerclub, ihn zur Verteidigung aufzufordern, war einer von denjenigen, welche mit Bayan und Coffinhal beauftragt waren, die Insurrection zu organisiren.

Als man nach dem Luxembourg zog, um Robespierre zu befreien, sah man ihn in den ersten Reihen; bis zum letzten Augenblicke hielt er sich auf seinem Posten und wurde mit den Waffen in der Hand bei der Verteidigung des Eingangs zum Gemeinde-Rath gefangen genommen.

Man stelle sich die Angst Clairens vor, mitten unter diesem Tumulte, den sie sich nicht erklären konnte. Instinktmäßig errieth sie, daß etwas Günstiges in dieser Aufregung liegen müsse, aber wie sie glaubte, sei ihre persönliche Lage dadurch nicht glücklicher zu gestalten.

Nur Eines war ihr aufgefallen, nemlich: daß Pierre Gérard sich nicht gezeigt hatte.

Als der Abend gekommen war, wurde sie ruhiger, und eine unbestimmte Hoffnung bemächtigte sich ihrer. Um sie herum nahm Alles einen freundlicheren Charakter an. Man hatte ihr eine Art Freiheit gegeben. Sie konnte in ihrem Ge-



fängnisse gehen, wohin sie wollte. Die Zellen waren in der Nacht nicht verschlossen worden. Am andern Tage war der Verkehr im ganzen Gefängnisse frei. Ueberall ließen die Gefangenen laute Freude sehen, und Claire war über diese Freude glücklich.

In den Corridors und in den Höfen erzählte man die Ereignisse der Nacht: Robespierre war Gefangener des Conventes; ein Pistolenschuß, den er sich selbst beigebracht, hatte ihn nur ungefährlich verwundet. Er sollte noch denselben Tag auf dem Schaffot sterben.

Auch Saint-Just und andere seiner Kollegen mußten vor dem Tribunal, das sie selbst geschaffen, erscheinen, und das Gesetz der Wiedervergeltung sollte angewendet werden. Alle Helfershelfer, Mitglieder der Commune, waren zur Verhaftung bestimmt, und wurden zu einer sühnenden Auslieferung an die Guillotine vorbereitet. So erzählte man es sich im Gefängnisse, Claire hörte es mit an, ohne die Wichtigkeit dieser Botschaft zu begreifen.

Indessen gab sich am Kerkerthore eine große Bewegung kund, und mechanisch richtete sie ihre Blicke dorthin; es war eine Bande von Gefangenen, die man mit einer außergewöhnlich starken Begleitung heranschleppte. Dieser Haufe bestand aus untergeordneten Besiegten des 9. Thermidors. Man führte sie Einen nach dem Andern herein und übergab sie denselben Agenten und Schließern, welche noch gestern ihre Mitschuldigen gewesen waren, und sie jetzt ziemlich rauh nach den sichersten Gefängnissen brachten.

Wie groß war Clairen's Ueberraschung, als sie in einem dieser Gefangenen Pierre Gérard erkannte.

Bei diesem Anblicke entsuhr ihr ein unwillkürlicher Schrei, und Pierre wandte mit traurigem Blicke sich nach ihr hin, schien sie um Verzeihung zu bitten und ihr Lebewohl zu sagen. Wider ihren Willen war Claire bewegt, sie entzog sich diesem Schauspieler und ging wieder auf ihr Zimmer; mehr als jemals fand sie sich wieder einsam und in Ungewißheit über ihr Schicksal.

Kaum befand sie sich auf ihrer Zelle, so klopfte man an ihre Thüre, sie öffnete, es war Mouren, der trübe vor sich hinsah, und aus dessen Zügen Verzweiflung sprach.

Ohne Worte zu verlieren, zog er ein mit Bleistift geschriebenes Billet aus der Tasche und übergab es Claire. Sie las wie folgt:

„Mademoiselle!“

„Wir sind besetzt, ich werde morgen hingerichtet. Mein Tod erlöst Sie; Sie sind frei, Sie haben sich redlich gegen mich gezeigt, ich will auf gleiche Weise gegen Sie verfahren.“

„Seit gestern sind Sie wieder im Besitze Ihrer Güter; ich spreche nicht von Ihrer Freilassung, sie war schon unterzeichnet, und die Ereignisse des Tages sichern Ihnen dieselbe auf jede Weise.“

„Ich hatte eine Wohnung vorbereitet, um Sie dort zu empfangen. Mouren wird Sie hinführen; in dem Secretaire befinden sich die Urkunden über die Rehabilitation Ihres Vaters und die Wiederherausgabe seiner Güter.“

„Wenn mein Tod Ihnen eine genügende Buße erscheint, so verzeihen Sie mir die Gewalt, die ich Ihnen angethan. Der Name Gérard wird mit keinem Fluche mehr belastet sein, wenn derjenige, welcher Ihnen denselben verhaßt machte, aus der Welt verschwunden ist.“

„Pierre Gérard.“

Diese Zeilen, in denen sich ein edles Gefühl kund gab, rührten Clairen. Sie setzte sich nachdenklich hin. Mouren war noch immer da, drehte seinen Hut in den Händen herum, und vermochte sich kaum der Thränen zu erwehren. Das junge Mädchen schien ihn nicht zu bemerken, er brach daher das Stillschweigen.

„Was darf ich ihm sagen, Mademoiselle?“

Sie stand auf.

„Sagen Sie: daß ich ihm verzeihe und ihn beklage.“

Zwei Tage darauf waren der Herzog von Mersanne und seine Tochter frei. Von Mouren geleitet, kamen sie nach der Wohnung, die für sie eingerichtet war. Die Urkunden befanden sich in Ordnung, wie Pierre es angekündigt hatte, und der Secretair enthielt außerdem eine starke Summe für die ersten Bedürfnisse.

Aber es war, als ob der Tod nur diesen Augenblick erwartet hätte, um den Greis zu treffen, den Claire dem Schaffot entzogen.

Ein letzter Anfall von Schlagfluß entzog ihn ihrer Zärtlichkeit und Pflege. Sie war eine Waise. Mouren allein blieb ihr; er zeigte sich treu und ergeben. Pierre hatte vor seinem Tode

es ihm zur Pflicht gemacht, ihr beizustehen, als ob er noch lebe.

Claire empfand den Werth seiner Dienste; sie war im Begriff nach dem Languedoc zu reisen und wollte ihn mitnehmen.

„Nein, Mademoiselle,“ antwortete dieser Mensch, „es giebt noch einen Gérard auf Erden; und ich gehöre den Gérard's an. Ich habe sie geboren werden sehen, und ich will auch mit ihnen sterben. Der Aeltere hat aus mir einen Jacobiner gemacht, der Jüngere soll auch aus mir machen können, was er will. Behüte Sie Gott!“

„Aber wenn ich nun auf meiner Reise Sie zu den Gérard's bringe, wollen Sie dann mit mir kommen, Mouren?“

„Da spare ich an Schuhen!“ sagte er, „und so etwas schlägt man nicht aus!“

Die Vorbereitungen waren bald zu Ende und am sechsten Tage kamen sie nach Alais. Mouren wollte im nächsten Gasthose absteigen, aber Claire befahl, nach dem Hause zu fahren, wo sie ein Jahr vorher um Arbeit gebeten. Man kam an, aber selbst Mouren war nicht im Stande, die Wohnung wieder zu erkennen.

Das Schild: Gebrüder Gérard, Seidenzwirner, war noch sichtbar, obwohl beschädigt; aber die Fassade war verfallen, sah verlassen aus und schien um die Eigenthümer zu trauern.

Kein Gesang der Arbeiter, kein Rollen der Räder war zu hören; tiefes Schweigen herrschte im Hause. Mit der tiefsten Entmuthigung sah Mouren das, bis er endlich schmerzlich ausrief:

„O François Gérard, wo bist Du?“

Er klopfte an die Thür; keine Antwort! das Haus war augenscheinlich leer. Die Nachbarn, die man befragte, konnten keine Auskunft geben. August Gérard hatte seine Geschäfte liquidirt und war fortgereist. Mouren war in Verzweiflung. Claire sann nach.

Plötzlich steigt sie in den Wagen, zwingt ihren Begleiter, dasselbe zu thun, und sagt zum Postillon:

„Den Weg nach Cendras! Und schnell!“

Es war der Weg nach der uns wohlbekannten Hütte. Als sie an dem Fußsteig angekommen waren, der dahin führt, hielt der Wagen an.

Claire lief dem Gebirge zu, kaum konnte Mouren ihr folgen. Ein Streifen emporsteigenden Rauchs deutete den Ort an, wo die Hütte stand. Sie ging gerade darauf los und erblickte sie. O, ihr Herz hatte sie nicht getäuscht; August war da! Er sah sie und sie eilten einander entgegen.

„Claire,“ antwortete August, „ich erwartete Sie, Sie hatten mir ein letztes Lebenswohl versprochen. Ich wußte es, daß Sie früher oder später Ihr Wort halten würden!“

„Sprechen wir von keinem Lebenswohl, mein Freund: wir trennen uns nie wieder!“

„Bravo!“ rief Mouren, der hinzugekommen war, „nun werde ich wieder kleine Gérard's in meinen Armen wiegen.“

## Bündnadeln.

Von J. J.

In Kriblowitz, dem Dorfe, wo Blücher begraben, feierten die Vereine der Unterwürfigkeit aus Breslau am 26. August ein Fest zum Andenken des Fürsten von Wahlstatt. — O Ironie! — In einer Zeit, in welcher in Preußen Alles rückwärts geht, nur nicht die Unterdrückung und die Noth, ein Fest zu Ehren des Marschalls Vorwärts! — Es sollte dieses Fest aber weiter nichts sein, als eine tiefe Allerunterthänigkeits-Demonstration gegen den König von Preußen. Ein Granit, groß wie ein kleiner Berg, bildet das Denkmal Blüchers bei Kriblowitz. Der Servilismus eines Theils der Bevölkerung Preußens, kleinlich, daß alle Menschenwürde dadurch in Nichts zusammengeschrunpft ist, lastet ein unübersehbarer Stein des Anstoßes und des Aergernisses für die Vernunft auf dem Preußenlande. Man muß diese Sklavenseelen reden hören! Kommen sie auf den König oder irgend einen Verwandten desselben, dann knickt ihr ganzes inneres Wesen in Demuth zusammen; der bigotteste russische Leibeigene fällt nicht so tief vor seinem Schutzheiligen nieder, wie solch' ein Stockpreuße vor seinem Herrscher. Als Gegensatz höre man ihn dann schimpfen auf Männer, wie Börne, Robert Blum, Hecker, Waldeck, Jacobi. Daß Letzterer dem Könige von Preußen in's Gesicht sagen konnte: Es ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören mögen — erscheint einem Stockpreußen als ein so ungeheures Verbrechen, wie es durch

sämmtliche Strafen der peinlichsten Befehlsordnung nicht gesühnt werden kann. Ein Stockpreuße, der stets auch gläubig orthodox ist, hält die tollste Gotteslästerung doch für minder sträflich, als den kleinsten Zweifel an die Unfehlbarkeit des Königs. Nicht die Tyrannen morden die Freiheit, dies be-

sorgen die Tyrannenknechte: die Tyrannen begraben nur die Freiheit und wälzen Steine auf ihr Grab, die als Gesetze für Ordnung und Ruhe bezeichnet werden. — Diese Stockpreußen sind Wesen, für welche der Ruf des Weltgeistes: es werde Licht! — vergeblich erklingen. —

## Jeuilleton.

**Abelaide.** Bei den schwarzen Eingebornen Neuholands, erzählt der englische Reisende Haysgarth (Buschleben in Australien. Dresden, 1849) ist die seltsamste Waffe im Gebrauch, welche wohl je vorgekommen ist. Sie heißt „Boomerang“ und besteht aus einem dünnen, gekrümmten Stücke Holz von zwei bis drei Fuß Länge, und ungefähr zwei Zoll Breite, das auf der einen Seite etwas gerundet, auf der andern dagegen vollkommen flach ist. Wenn sie geworfen wird, muß sie an dem Ende gefaßt werden, welches die flache Seite nach der rechten Hand oder nach Außen kehrt, während die konvexe Kante dem Werfenden zugekehrt sein muß. Es ist jedenfalls die gefährlichste Waffe, über welche der Schwarze zu verfügen hat, weil sie in bedeutender Entfernung sehr gefährlich verwunden kann, und so wunderliche Schwingungen macht, daß ihr sehr schwer auszuweichen ist — Wer es nicht mit seinen eigenen Augen gesehen hat, wird es vielleicht nicht glauben wollen, daß ein australischer Schwarzer diese wunderliche Waffe so zu werfen versteht, daß sie einen vollkommenen Kreis in der Luft beschreibt. Er stellt sich zum Beispiel auf den grünen Platz vor der Thür eines ziemlich großen Hauses, und schleudert sein Boomerang von der Linken zur Rechten rings herum, so daß es, um die Ecke des Hauses verschwindend, auf der Linken wieder zum Vorschein kommt, und vor seinen Füßen zu Boden fällt. Der Umfang des auf diese Weise beschriebenen Kreises beträgt häufig über dreihundert Ellen, wenn die Waffe von einem starken Arme geschleudert wird; aber das Wunder liegt einzig und allein in der Kreisbewegung, nicht in der Entfernung, welche das Boomerang zurücklegt. Bei einem kräftigen Wurf fliegt es ungefähr hundert und fünfzig Fuß weit mit der Schnelligkeit eines Pfeiles, bis es den Punkt erreicht, wo es zuerst die Richtung verändert; von hier aus fliegt es nur noch halb so schnell, und dann allmählig immer langsamer, bis es wieder auf die Stelle zurückkehrt, von welcher es ausgegangen ist. Sein Flug hat viel Ähnlichkeit mit den Schwingungen eines Vogels, und

sobald es mit besonderer Kraft geworfen wird, schwebt es, an seinem Ziele angelangt, noch einige Augenblicke wie ein Brummkreisel in der Luft, ehe es zu Boden fällt. Es läßt auf seinem Fluge einen tiefen pfeifenden Ton vernehmen, und dreht sich mit solcher Schnelligkeit, daß es wie ein Rad erscheint.

**Berlin.** Ein Mitarbeiter bei der Kreuzschwerenothszeitung mit Gott für König und Vaterland wird gesucht. Die Erlangung dieser Stelle ist mit folgenden Bedingungen verbunden: 1) Darf derselbe kein Schriftsteller sein, und überhaupt nie etwas gelernt haben, damit der Redakteur dieser Zeitung ihm gegenüber in keine Verlegenheit kommt. 2) Muß derselbe entweder schielen oder wenigstens einen scheuen Blick haben und Niemanden in das Gesicht schauen können. 3) Muß derselbe im Besitze einer bedeutenden Sammlung von Hundeschwänzen sein. 4) Darf derselbe vor keinem Anfsinnen, das von der Redaktion an ihn gestellt wird, zurückschauern. Söhne von Kesselreiberinnen, zu Grunde gegangene Musterreiter und Liebhaber von Wäscherinnen erhalten den Vorzug.

\* \* Die Constitutionelle Correspondenz giebt folgende Rangordnung der Berliner Zeitungen. Es sollen an Abonnenten haben:

	in Berlin:	außerhalb:
1) die Bossische Zeitung	circa 11000	circa 5500
2) = National =	= 6000	= 8500
3) = Spenersche =	= 5500	= 7000
4) = Deutsche Reform =	= 2300	= 2300
5) = Constitutionelle Zeitung =	= 1300	= 1300
6) = Neue Preuß. Zeitung =	= 2500	= 5000

\* \* In einem Gedichte, das Waldeck zu seinem Geburtstag von den Maschinenbauern überreicht wurde, heißt es:

Der Geist der alten Zeit, er ringet mächtig,  
Zur alten Herrschaft schwingt er sich empor.  
Er weiß sich fein zu schmiegen, schleicht nachtig  
Auf Pfaden die der Aberwitz erkor.

Und weil du strahltest jüngst noch gar zu prächtig,  
Umschwirret dich der Eulen nächt'ger Chor.  
Doch schützend stehen deines Geistes Knappen,  
Denn Licht und Freiheit heißt dein leuchtend  
Wappen.

\* \* Europa wird von der alten Geographie mit einer Jungfrau verglichen. Die neue Geographie muß mit der alten hierin übereinstimmen, denn Europa hat noch immer keinen Mann.

**Erlenbach.** Am 13. August starb Graf Chr. Ernst v. Benzels-Sternau im 83. Lebensjahre auf seinem Gute Mariahalde bei Erlenbach. Von der Natur reich ausgestattet mit vielen Gaben des Geistes und Gemüthes, wandte er sich schon früh zu schriftstellerischer Thätigkeit, und seine Schriften zeichnen sich nicht bloß durch Witz und Humor, sondern auch durch tiefen psychologischen Blick und scharfe Beobachtung des Menschen aus. Die politische Laufbahn, der er sich widmete (in bayerischen und badischen Diensten), beförderte diese Richtung und Entwicklung des Geistes. Im höheren Alter beschäftigte er sich, seine vorzüglichsten Werke (das goldene Kalb, das Hoftheater zu Barataria u., dann Schriften über die bayerische Ständeversammlung) neu zu bearbeiten und die darin enthaltenen Ideen über die Entwicklung des menschlichen Lebens weiter zu führen; er arbeitete täglich von 4 Uhr Morgens und konnte diese rastlose Thätigkeit beinahe bis an's Ziel des Lebens fortsetzen.

**Friedericia.** In Folge der vielen Sympathien mit Dänemark von Seite der preussischen Aristokratie soll die preussische Artillerie den Befehl bekommen haben, an jede in das dänische Lager abzusendende Kugel einen Zettel zu kleben, worauf geschrieben steht, die Dänen möchten es doch ja nicht übel nehmen, daß man sie beschiesse, man müsse aber schon einmal dem deutschen Michel etwas vormachen, und erwarte darum auch von den Dänen, daß sie in der Bestimmung des Zieles und der Richtung ihrer Kugeln vernünftig sein würden. (Wiener Punsch.)

**Hamburg.** Eine neue Strafe für ein Disziplinarvergehen fand unlängst bei einem deutschen Husarenregimente bei Hamburg statt: Die Trompeter mußten fünf Stunden lang unter dem Fenster des Rittmeisters musciren, die Husaren eben so lange im Garten spazieren, aber nota bene das Sattelzeug auf dem Buckel tragen, und die Steigbügel über dem Halse hängen lassen.

**Innsbruck.** Eine Zeitung brachte unlängst die Nachricht, daß sich gewisse Geistliche in Tirol

noch immer mit dem Spucke des Teufelsaustreibens befassen. Die dummen Teufel treiben sie gewiß nicht aus.

**Karlsruhe.** Es giebt keinen unkonsequenteren Regenten, als den Großherzog von Baden. Erst hebt er die Spielhöllen in seinem ganzen Reiche auf, und nun ließ er doch wieder von den Preußen dort die Würfel werfen.

**London.** Die Bibliothek des Museums enthält eine Sammlung von nicht weniger als 50,000 Brochüren, Flugschriften u. über die französischen Revolutionen.

**Rom.** Nach einem neuen päpstlichen Circulandum an den gesammten Klerus in Folge der französischen Intervention, soll der Pabst befohlen haben, künftighin bei der Lesung der 10 Gebote das fünfte Gebot: „Du sollst nicht tödten,“ auszulassen.

\* \* General Dudinet soll den römischen Streitern versprochen haben, sie alle in die älgerische Fremdenlegion aufnehmen zu wollen, umsomehr, da sie jetzt durch seine Intervention im Kampfe gegen barbarische Völker eingeübt worden wären.

**Sardinien.** Karl Albert soll nicht gestorben sein. Diese Nachricht beruhte nur auf einem Mißverständnisse, welches sich davon herschrieb, daß ihm Radetzky (der als Pfaff eben so gut gegen die Freiheit hätte ankämpfen können, wie als Häuptling von Sold-Sklaven) die letzte Delung gegeben hat.

**Schaffhausen.** Man soll jetzt mit dem Gedanken umgehen, den Rheinfluss unmöglich zu machen, weil man befürchtet, daß bei seinem überstürzenden Benehmen, welches Alles im Lande mit sich fortreißt, die Grundpfeiler des Staates, Gesetz und Ordnung, unmöglich länger bestehen können.

**Wien.** Schulgehilfen-Freuden. „Ich gestehe Ihnen offen,“ sagte jüngst ein armer Landschulgehilfe, „ich freue mich tagtäglich auf das Ende meiner Lehrstunden.“ — „So?“ erwiderte ich, „Sie haben also keine Lust zum Lehrfache? da werden Sie wenig Gutes wirken.“ — „O ich bitte!“ entgegnete er, „Sie verstehen mich nicht, ich freue mich aus einer andern Ursache.“ — „Und die ist?“ — „Keine andere, als weil ich dann ungestört die Schulbänke durchsuchen kann, um die von den Kindern zufällig übrig gelassenen oder vergessenen Brotkrumen zu sammeln und meinen Hunger damit zu stillen.“

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.